

Claudia Crotti
Philipp Gonon
Walter Herzog
(Hrsg.)

Pädagogik und Politik

Historische und aktuelle Perspektiven

Festschrift für Fritz Osterwalder

Haupt Verlag
Bern · Stuttgart · Wien

Inhaltsverzeichnis

Claudia Crotti, Philipp Gonon, Walter Herzog Einleitung.....	9
Philipp Gonon Erziehung zur Erhabenheit oder Erkundungen zu einer pädagogischen Trias: Bodmer, Füssli und Homer im Selbstbildnis des «Wild Swiss»	13
Heinrich Richard Schmidt Schweizer Elementarschulen im 18. und 19. Jahrhundert zwischen Konfession und Lebenswelt	31
Daniel Tröhler Die Zürcher Schulsynode: Ein demokratisches Kuckucksei in der liberalen Ära Zürichs im 19. Jahrhundert.....	53
Claudia Crotti «In einer Republik darf kein Pöbel sein, weder in Seiden noch Zwillich». Staatsreform und Bildungsreform in der Schweiz im 19. Jahrhundert.....	69
Hein Retter Friedrich Albert Lange als pädagogisch-politischer Denker ...	89
Toshiko Ito Das Religiöse und das Politische als Quintessenz der Werterziehung. Gemeinsamkeit und Differenz zwischen der deutschen Landerziehungsheim-Bewegung und ihrer Nachfolgerin in Japan	109

Redaktion und Satzherstellung durch die Herausgeber

1. Auflage: 2007

Bibliografische Information der *Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-258-07300-2

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2007 by Haupt Berne

Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung des Verlages ist unzulässig

Umschlaggestaltung: René Tschirren nach Konzept von Atelier Mühlberg, Basel

Printed in Switzerland

www.haupt.ch

Heinz-Elmar Tenorth	
Widerstand und Opportunismus, Normative Distanzierung und analytische Ratlosigkeit. Erziehungswissenschaft angesichts von Bildung und Erziehung in Diktaturen	131
Jürgen Oelkers	
Demokratie als Theorienorm in der Pädagogik des Pragmatismus	151
Rolf Becker	
«Das <i>katholische</i> Arbeitermädchen vom Lande» – ist die Bildungspolitik ein Opfer einer bildungssoziologischen Legende geworden?	177
Lucien Criblez	
Die Neukonstituierung der Bildungsforschung in der Schweiz Ende der 1960er und anfangs der 1970er Jahre – und deren Konsequenzen.....	205
Walter Herzog	
Erziehung als Produktion. Von der anhaltenden Verführbarkeit des pädagogischen Denkens durch die Politik.....	229
Jürgen Rekus	
Wettbewerb und Standardisierung im Bildungswesen – ein Widerspruch?	261
Jochen Wissinger, Thomas Brüsemeister	
Management und Schule – über den Ausschluss der Öffentlichkeit.....	275

Karl Weber	
Berufliche Weiterbildung in der Schweiz: Struktur und Steuerung	295
Roland Reichenbach	
Anstand als Kategorie der Politischen Bildung	317
Friedrich Schweitzer	
Toleranz und Religion – Interdependente Wahrnehmungsprobleme säkularer Erziehungswissenschaft?	335
Hans Badertscher	
Die Grundmuster der schreibdidaktischen Theorien	351
Curriculum vitae	377
Bibliographie Fritz Osterwalder	379

Schweizer Elementarschulen im 18. und 19. Jahrhundert zwischen Konfession und Lebenswelt

Heinrich Richard Schmidt

Schule leistete und leistet einen wesentlichen Beitrag zur Reproduktion einer Gesellschaft durch Sozialisation (Kulturtransfer, Bildung) und durch Qualifikation (Ausbildung). Damit steht die Schule zwischen den Bereichen von Kultur und Religion auf der einen Seite und von lebensweltlichen Erfordernissen auf der anderen Seite.

Die von Michel Foucault pointiert formulierte These, dass der Prozess der Subjektbildung das Individuum nicht nur befähigt, seine Welt zu begreifen und zu beherrschen, sondern es selbst auch zum Subjekt im Sinne eines «Untertanen» der gesellschaftlichen Diskurse macht, fokussiert auf den Aspekt der Sozialisation (Foucault 1983; Foucault 1987). Schule wird zum Transmitter für eine bestimmte Kultur oder Weltanschauung und durch diese Zwecksetzung bestimmt. Eigentlich sollte sich deshalb die frühneuzeitliche Konfessionalisierungsforschung schon lange mit der Schule beschäftigen, um den Weg, wie die Konfession in die Köpfe der Menschen kommt, zu untersuchen. Denn Schule ist sicher neben Katechese und Predigt die entscheidende Instanz dafür. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, dass die Leistung der Schule für die Konfessionalisierung und die Prägung der Schule durch die Konfessionen selten in den Blick genommen worden sind (Ehrenpreis 2003). Statt dessen dominiert das auch in Max Webers «Protestantischer Ethik» formulierte Urteil vom Bildungsvorsprung des Protestantismus. Weber beginnt seine Analyse bekanntlich mit der Feststellung einer bildungsmässigen Überlegenheit der protestantischen (lutherischen!) Badener in Bezug auf eine «moderne» Schulbildung (Weber 1981, S. 79, Anm. 7).¹ Im Folgenden werden deshalb die Konfessionen in Bezug auf ihre Leistungen für die Schule erneut auf den Prüfstand gestellt: War die Konfession prägend und wenn ja, war der Protestantismus schulisch überlegen?

¹ Von der Bevölkerung Badens waren 1895: 37,0% Protestanten, 61,3% Katholiken, 1,5% Juden. Die Konfessionalität der Schüler aber stellte sich 1885/91 auf den über die Volksschulen hinausgehenden und nicht obligatorisch zu besuchenden Schulen wie folgt dar:

	Protestanten	Katholiken	Juden
Realgymnasien	69%	31%	9%
Oberrealschulen	52%	41%	7%
Realschulen	19%	40%	11%
Höhere Bürgerschulen	51%	37%	12%
Durchschnitt	48%	42%	10%

Andererseits waren mögliche Unterschiede eventuell gar nicht konfessionell bedingt, sondern durch die ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen. Ihr Einfluss wird deshalb gleichermassen in den Blick genommen. Prägte die Lebenswelt die Schule stärker als die Konfession und welche Elemente in ihr waren dabei wirksam? Glichen sich die Schulen gleicher Lebenswelten trotz unterschiedlicher Konfessionen? Oder waren auch bei gleichen Umweltbedingungen die Konfessionen die entscheidenden Weichensteller in Bezug auf das Schulwesen? «Elementarschulen zwischen Konfession und Lebenswelt» lautet deshalb der Titel dieser Überlegungen.

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf die Schweiz im Übergang von Ancien Régime zur Moderne. Die ihnen zugrundeliegenden Studien versuchen, möglichst nahe an die lokalen oder regionalen Gegebenheiten heranzukommen, also eine Mikroperspektive einzunehmen. Sie stehen damit im Kontext von Forschungen, wie sie vor allem Wolfgang Neugebauer vorgelegt hat (v. a. seine bahnbrechende Studie: Neugebauer 1985). Aber auch von anderen ist die lokale Prägung (der «Lokalismus») der frühneuzeitlichen Schule betont und dabei vor allem der ökonomische Aspekt hervorgehoben worden (Dillmann 1995; Jakob 1994; Eckhardt 1979; Lorenzen-Schmidt 2000; zusammenfassend Neugebauer 2005). Ausgangspunkt und Hauptquelle ist die Stapfer-Enquête von 1799, die mit einem standardisierten Fragebogen eine Momentaufnahme aller in der damaligen Schweiz mit ihren unterschiedlichen konfessionellen, kulturellen, ökonomischen und politischen Traditionen vorhandenen Formen von Schule liefert. Daneben werden die Zürcher Schulumfrage von 1771/72, weitere kantonale und eidgenössische Schulumfragen und -prüfungen sowie Rekrutenprüfungen ausgewertet, wobei ein gewisser Schwerpunkt auf dem Kanton Bern liegt.

1 Konfession oder Lebenswelt – der Thurgau als Testfall

Im Thurgau als einer gemischtkonfessionellen «gemeinen Herrschaft» können konfessionelle und lebensweltliche Faktoren besonders gut vergleichend untersucht werden. Nach den Forschungen von Ines Eigenmann zur Stapfer-Enquête von 1799 war es der strukturelle Druck der lebensweltlichen Erfordernisse, der die städtischen und die ländlichen Schulen – unabhängig konfessioneller Differenzen – prägte. Eigenmann hat einen städtischen (Frauenfeld) und einen ländlichen Distrikt (Tobel) untersucht. Neben einer breiten Übereinstimmung beim Lesen, Singen und Schreiben (Eigenmann 1999, S. 119) findet sich auch eine klare Differenz beim Rechnen: Im Distrikt Frauenfeld wird in 58% der Schulen gerechnet, im Tobel nur in 15%. Auch die Intensität der Beschulung war im städtischen Raum wesentlich höher. Die übliche Winterschule fand in Frauenfeld in 88% der Fälle während 6 Stunden statt, in je 6% sogar in 7 bis 8 Stunden, wohingegen im Tobel nur in 64% der Schulen 6 Stunden

lang unterrichtet wurde, in 25% 5, in 11% nur 4 Stunden. Ähnlich verhält es sich mit der Anzahl der Unterrichtswochen im Winter: Die Schüler in den ländlichen Gebieten besuchten die Schule jeweils deutlich weniger lang als die im städtischen Umfeld. Die Sommerschule, die Ende des 18. Jahrhunderts allmählich häufiger wurde, war eine städtische Erscheinung: In 79% der Schulen im Distrikt Frauenfeld wurde im Sommer unterrichtet, im Tobel nur in 19% der Fälle (Eigenmann 1999, S. 121f.).

Der Modernisierungsvorsprung des städtischen Raumes, der sich hier zeigt, wird auch bei anderen Dimensionen erkennbar, so wenn im Frauenfeldischen die «moderne» Klasseneinteilung weiter vorangeschritten war oder wenn man die Menge und Differenziertheit der Lehrbücher untersucht. Eigenmann macht die fehlenden ökonomischen Mittel im ärmeren Bezirk Tobel für ein Zurückbleiben in diesem Bereich verantwortlich. Hier wird häufiger mit Zeitungen und Briefen, also Alltagsschriftgut, das Lesen oder Schreiben erlernt (in 29 gegenüber 8%) (Eigenmann 1999, S. 120f.).

Diese lebensweltlichen Umstände prägten nun beide Konfessionen. Es lassen sich keine signifikanten konfessionellen Unterschiede feststellen. Die wenigen Schulen im Distrikt Tobel, in denen gerechnet wurde, verteilen sich gleichmässig auf beide Konfessionen. Ebenso ist die günstigere Lage im städtischen Bereich überkonfessionell. Auch war die Unterrichtsdauer im Distrikt Frauenfeld bei reformierten und katholischen Schulen gleich. Bei der Klassenaufteilung sieht es für die katholischen sogar etwas besser aus als für die reformierten Schulen. Ines Eigenmann folgert: «Insgesamt darf nur bedingt von einer besseren Ausbildung in den evangelischen Gebieten gesprochen werden. Unterschiede, die dem Unterricht mit Sicherheit eine andere Qualität gaben, finden sich eher zwischen den beiden Distrikten, als zwischen den katholischen und evangelischen Schulen» (Eigenmann 1999, S. 125f., Zitat S. 126). Es «lässt sich zeigen, dass die Konfessionen nur einen bedingten Einfluss auf die Qualität der Schulen hatte» (Eigenmann 1999, S. 128).

Unterschiede zwischen Stadt und Land lassen sich auch bei einem Vergleich innerhalb des Reformiertentums für Bern und Zürich nachweisen: Im Blick auf die Lehrerschaft, ihre Ausbildung und ihre Besoldung war der städtische Raum klar besser ausgestattet. Hier wurden die Lehrer wesentlich besser besoldet als in ländlichen Gebieten, sowohl absolut wie auch relativ zum Schüleraufkommen – dahinter kann man eine höhere Wertschätzung der Ausbildung im städtischen Bereich vermuten (Bandi/Cam/Wymann/Zwimpfer 2005, S. 30ff.).² Dabei ist aber auch der Unterschied zwi-

² Im Folgenden werden wie in diesem Fall immer wieder Ergebnisse von Forschungsseminaren, die sich mit verschiedenen Aspekten der Schweizer Schulgeschichte befasst haben und in Seminar- und Lizentiatsarbeiten gemündet sind, berichtet. Anders als Lizentiatsarbeiten sind Seminararbeiten auch in der Schweiz an sich nicht «zitierfähig». Da es sich in den hier relevanten Fällen aber stets um originäre Quellenarbeit handelt, die bislang unerschlossenes Material auswertet, werden ihre Urheber genannt.

schen den Kantonen bemerkenswert: Zürich zahlte 1799 in städtischen Gebieten rund 125 Batzen pro Schüler, Bern nur gerade 55. Die ländlichen Schulmeister verdienten mit 25 Batzen (Zürich) und 19 Batzen (Bern) pro Schüler deutlich weniger und lebten auch häufig unter dem Existenzminimum – bezogen auf das Einkommen als Lehrer (Bandi/Cam/Wymann/Zwimpfer 2005, S. 36):³ Sie waren also auf Zusatzeinnahmen angewiesen, die sie von der «eigentlichen» Aufgabe fernhielten.

Stadt und Land unterscheiden sich also unabhängig von den Konfessionen in Bezug auf die Schule. Dies regt dazu an, weitere lebensweltliche Faktoren, die die Schule prägten, zu untersuchen und dabei nach hemmenden wie nach fördernden Einflüssen Ausschau zu halten. Wenn möglich soll – wie für den Thurgau – dabei auch konfessionsvergleichend argumentiert werden.

2 Ungunstoffaktoren für Schule

2.1 Protoindustrie als Bremse der Schule – Bern, Zürich, Appenzell

Die Untersuchung von Yvonne Pfäffli zu den Fächern und den verwendeten Schulbüchern im Kanton Bern vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt in Bezug auf protoindustrielle Orte eine klare und deutliche Übereinstimmung: Hier waren oft nur Grundausstattungen zu finden, besonders die Menge und Häufigkeit von «modernen» praktischen Lehrgegenständen lag bei ihnen stets am Ende der Skala im Vergleich zu Seegemeinden, Ackerbaugemeinden oder städtischen/stadtnahen Gemeinden (Pfäffli Ruggli 2007, S. 69). Protoindustrie hielt die Kinder zu Hause, damit sie dort durch Spinnen und Weben zum Überleben der Familie beitragen konnten. Protoindustrie bedeutete häufig arme Gemeinden, die sich keine guten Schulen leisten konnten.

Die Protoindustrie prägte beide Appenzell, das reformierte Ausserrhoden wie das katholische Innerrhoden. Glichen sie sich deshalb trotz unterschiedlicher Konfession oder waren trotz gleicher Umweltbedingungen die Konfessionen prägend? Die beiden Appenzell eignen sich deshalb ähnlich gut für einen interkonfessionellen Vergleich wie der Thurgau.

In allen bisher von der Forschung untersuchten Gebieten kennt man die Winterschule als die Regelschule. Sommerschulen kamen erst spät auf und setzen sich bis Ende des 18. Jahrhunderts nicht vollständig durch. Im Gegensatz dazu hatten das katholische Appenzell Innerrhoden und das reformierte Appenzell Ausserrhoden die Sommerschule als Regelschule. Im Sommer wurde laut der Stapfer-Enquête von 1799

3 In Bern leben 83 % der städtischen und 15 % der ländlichen Schulmeister über dem Existenzminimum, in Zürich 85 % der städtischen und 33 % der ländlichen.

in allen reformierten Distrikten Unterricht gehalten,⁴ in 69 % der Schulgemeinden gab es sechs, in 26 % fünf und in 5 % vier Unterrichtsstunden.⁵ In den katholischen Distrikten wurde zu dieser Zeit zu 90 % Unterricht gehalten, in 56 % der Schulgemeinden gab es vier Unterrichtsstunden, in 11 % drei, in 22 % vier und in 11 % sechs Stunden (Straumann 2005, S. 21). In den Wintermonaten überwog sogar die Häufigkeit, mit der Schule gehalten wurde, bei Innerrhoden.

Um den Zusammenhang von Protoindustrie und Schule zu verstehen, bietet sich als Erklärung ein Blick auf die protoindustrielle Arbeitsweise und ihre Konsequenzen an. Ausserrhoden als gewerblich verdichtetes Gebiet mit hohem Protoindustrialisierungsgrad im Bereich der Textilherstellung (Tanner 1982, S. 7f.) entkoppelte sich vom ackerbaulichen Arbeitsrhythmus, der im Sommer die Hauptarbeiten vorgesehen hatte. In Ausserrhoden lebte nur noch ein Fünftel der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Der Rest betrieb gewerbliche Massenproduktion für überregionale Märkte. Der Sommer musste also nicht landwirtschaftlichen Tätigkeiten vorbehalten werden, sondern konnte für die Schule frei gemacht werden. Im Winter hingegen mussten die Rohstoffe für das Weben verarbeitet werden, die mit Flachs, Seide, Wolle und Baumwolle seit dem Herbst bereitlagen.

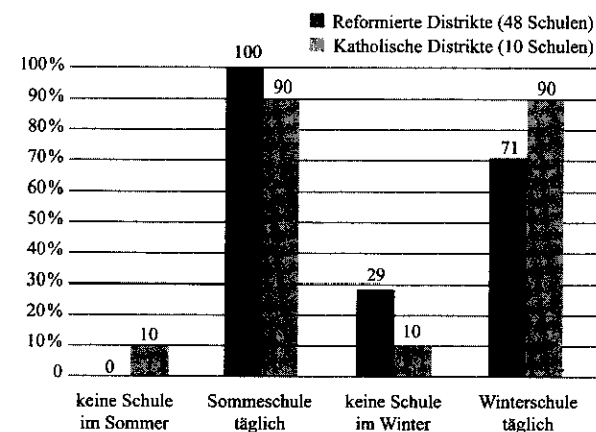


Abbildung 1: Winter-/Sommerschule in beiden Appenzell 1799

4 Statistische Basis: reformierte Distrikte: 48, katholische Distrikte: 10

5 Statistische Basis: reformierte Distrikte: 39, katholische Distrikte: 9

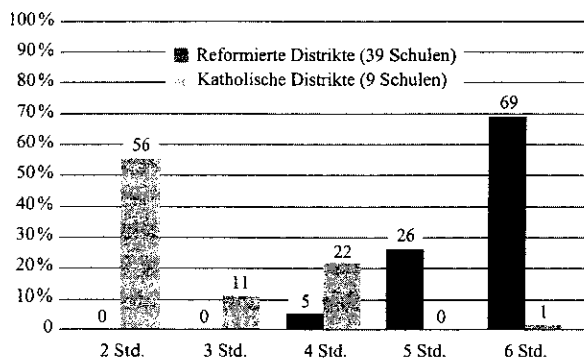


Abbildung 2: Anzahl tägliche Schulstunden im Sommer in beiden Appenzell (Straumann 2005, S. 22)

Innerrhoden ging zwar zunächst einen ganz anderen Weg als Ausserrhoden. Aber auch hier wurde der Ackerbau stark zurückgedrängt. Viehzucht und Milchwirtschaft wurden zu Existenzgrundlagen (Schürmann 1974, S. 298ff.). Die steigende Verschuldung führte aber auch hier die Armen zur Heimarbeit, anders als in Ausserroden eher zur Spinnerei. Insgesamt blieb die Textilindustrie auf einer primitiveren Stufe stehen als in Ausserroden.

Dennoch, eines war gleich: In beiden konfessionell verschiedenen Teilen Appenzells war der Ackerbau nicht mehr zentral, weshalb der Zwang wegfiel, dass Kinder im Sommer bei den Feldarbeiten, Saat und Ernte helfen mussten. Dagegen wurde nun im Winter, wenn Flachs und Wolle/Baumwolle zur Verarbeitung anstanden, intensiver gewerkt – mit den negativen Folgen für den Schulbesuch im Winter, wie wir sie sonst nur für die Sommerschule vorfinden. Auch in diesen beiden Kantonen lassen sich in Bezug auf Lesen, Schreiben und (zu 15% in den reformierten Schulen und zu 12% in den katholischen Schulen) Rechnen keine konfessionellen Unterschiede feststellen (Straumann 2005, S. 20f.).

2.2 Armut und Absenzen als Hindernis bei den Schulleistungen

Es reizt nun, einen Schritt weiterzugehen und nach der Rolle der Armut für die Schule ganz allgemein zu fragen. Haben ökonomische Faktoren nicht nur die Schule als Organisation beeinflusst oder die Ausgestaltung von Unterricht in zeitlicher und sachlicher Hinsicht, sondern auch die erreichten Leistungen? War Armut der Qualifizierung hinderlich? Wenn wir die Angaben aus den Pfarrberichten von 1764 oder 1780 in Bern verallgemeinern können, dann blieben arme Kinder in grösserem Umfang der Schule fern (Absenzen), etwa weil sie im Winter nicht über die notwendige Kleidung

verfügten oder weil sie zu Hause behalten wurden und den Eltern beim Weben helfen mussten (STAB BIII 204 1764; STAB BIII 209 1780).

Wenn diese Annahme stimmt, dann müssten Regionen, die durch Armut geprägt waren, auch schlechtere Leistungsniveaus aufgewiesen haben als solche mit günstigeren Bedingungen. Für diese und die folgenden Überlegungen zum strukturellen Zusammenhang von Ökonomie und Schule existieren noch keine grossen konfessionell vergleichenden Untersuchungen zur Schweiz. Nach den bisherigen Ausführungen war allerdings Armut – im Thurgau wie in Appenzell – überkonfessionell wirksam. Die Gründe für diesen Zusammenhang sehen wir besonders im Absenzenwesen.

2.2.1 Absenzen

Absenzen waren der entscheidende Faktor für Erfolg oder Misserfolg der Beschulung. Jens Montandon hat im Rahmen seiner Lizentiatsarbeit die Berner Umfrage von 1806 untersucht, die Leistungsangaben enthält und somit die früheste Berner Leistungsmessung darstellt, die sich mit Absenzen und anderen Faktoren korrelieren lässt (STAB B III 1028–1032 1806). Er bestätigt die Vermutung: Absenzen und Schulleistungen korrelieren stark negativ (vgl. Abb. 3).

Die schlechten Schulen, d.h. diejenigen Schulen, deren Schüler unterdurchschnittliche Leistungen erbrachten, waren auch diejenigen mit den geringsten Präsenzzahlen, die «guten» Schulen die mit den höchsten Präsenzen. Die Schulen der Ämter Schwarzenburg, Trachselwald und – etwas gemildert – Signau, Seftigen, Kollfingen und Aarwangen klagten über sehr häufige Absenzen. In Büren, Erlach und Saanen gab es keine Schulen mit schlechtem Schulbesuch. Überdurchschnittlich hoch war die Präsenz in Büren, Saanen, Wangen und Fraubrunnen. Der Schulrat fragte 1806 nach den Gründen (vgl. Tab. 1). Wenn solche genannt wurden, dann waren dies die Standardantworten Krankheit, schlechte Wege, weite Entfernungen und die Witterung in 38% der Fälle und die familienbedingten Faktoren wie die Armut, der Arbeitszwang und das Desinteresse der Eltern, die Kinder in die Schule zu schicken, in 32% der Fälle (Montandon 2006, S. 102f.).

Tabelle 1: Gründe für Absenzen in Bern 1806

	kein Grund	Standard*	Armut	Arbeit	Eltern	keine Angabe	Schule	lernen Zuhause
Total	113	242	107	46	48	48	9	20
in %	18	38	17	7	8	8	1	3

* Krankheit, schlechte Wege, weite Entfernungen und die Witterung.

Präsenz der Schülerinnen und Schüler 1806

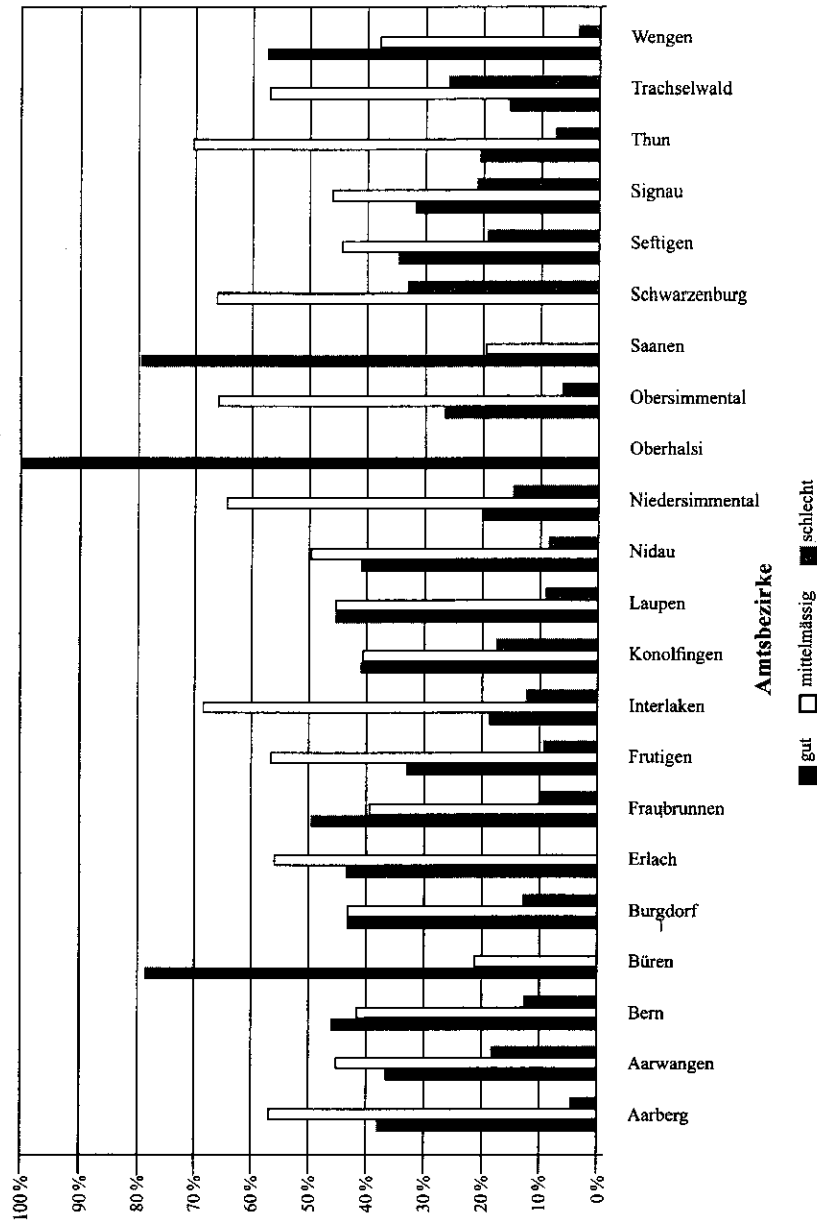


Abbildung 3: Durchschnittlicher Schulbesuch pro Amt im Kanton Bern 1806 bei «guten», «mittleren» und «schlechten» Schulen

Die Schweizer Rekrutenprüfungen, auf gesamteidgenössischer Ebene seit 1875 üblich, haben – ähnlich wie die PISA-Studien heutzutage – heftiges Nachdenken über die Ursachen des eigenen schlechten Abschneidens hervorgerufen. Dabei bestätigen sie den Zusammenhang von Armut, Absenzen und Schulleistungen. Die Erziehungsdirektion des Kantons Bern machte selbst den schlechten Schulbesuch für das desolante Abschneiden seiner Rekruten verantwortlich: «Dürfen wir uns wundern, dass Bern in Bezug auf die Leistungen der Schule unter den Kantonen einen tiefen Rang einnimmt, wenn wir aus dem Berichte des eidgenössischen Departements des Innern über den Primarunterricht in der Schweiz vernehmen, dass hinsichtlich der Absenzen Bern unter allen Kantonen der Schweiz [...] am tiefsten steht, d. h. den grössten Absenzen-Durchschnitt pro Schüler aufweist?» (STAB BB III b 2275 1878). Eva Straumann prüft die Validität dieser politischen Aussage anhand der Berner Schulabschlussprüfungen von 1879, die alle Mädchen und Jungen des Kantons ablegen mussten, weil Bern sein schlechtes Abschneiden erklären wollte, und die durchgeführt wurden, weil man herausfinden wollte, ob die Schüler schon mit schlechten Kenntnissen die Schule verliessen oder ob sie danach alles wieder vergassen (Straumann 2006, S. 50). Straumann vergleicht besonders gute und besonders schlechte Schulen mit den von den Schulkommissionen berichteten Absenzen (vgl. Abb. 4).

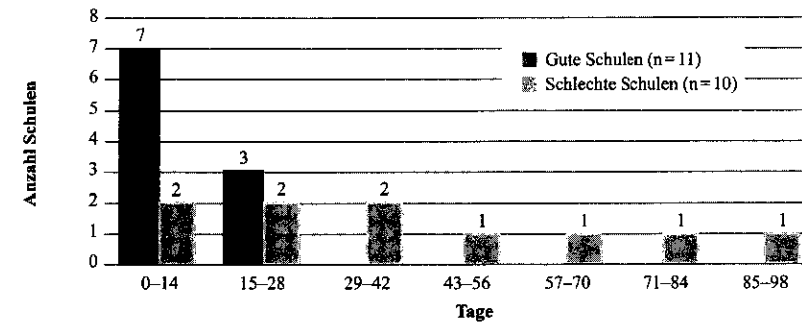


Abbildung 4: Die durchschnittlichen Absenzen der Abschlusschüler und -schülerinnen in Bern im Jahre 1879 im Vergleich mit dem erreichten Niveau (STAB BB III b 2276 1879)

Die Grafik zeigt, dass «schlechte Schulen» besonders viele und lange Absenzen aufwiesen (Straumann 2006, S. 65). «Solange der Gewinn, den die versäumten Schulhalbtage einbrachten», urteilt Straumann, «den Betrag der Busse, auch der wiederholten Busse, um ein Vielfaches überstieg, verminderte sich die Zahl der Absenzen nicht. Private und Genossenschaften zum Beispiel, welche einen «Hüterbuben» nötig hatten, übernahmen schon im Voraus mit dem Hüterlohn vertragsmässig die Bussen

für die Schulversäumnisse. So gesehen überstieg der Nutzen, die Kinder zu Hause arbeiten zu lassen, den eigentlichen Nutzen, sie überhaupt zur Schule zu schicken» (Straumann 2006, S. 51)

2.2.2 Armut

Diese Kosten-Nutzen-Analyse zuungunsten der Schule hatte Tradition. Bei der folgenden Analyse der Berner Daten aus der Stapfer-Enquête von 1799 wurde «Rechnen» als Indikator für eine «modernere» Schule angenommen und nach den Gründen für das Zurückbleiben einzelner Gebiete gesucht. Gerechnet wurde 1799 im Seeland in 51,1% der Schulen, im Oberaargau in 60%, in allen übrigen Berner Gebieten deutlich weniger (Mittelland 38%, Oberland 19,2%, Emmental 40,9%) (Pfäffli Ruggli 2007, S. 69). Bis 1806 hatte sich die Lage insgesamt deutlich verbessert, die Rangfolge blieb aber unverändert. Die Erhöhung deutet darauf hin, dass die Reformbemühungen der Helvetischen Republik keineswegs spurlos an der Schulwirklichkeit vorübergegangen waren. Die Rangierung allerdings war durch strukturelle Faktoren bedingt. Die Schulzeiten waren nach der Umfrage von 1806 im Berner Seeland und im Oberaargau länger, im Oberland und Emmental niedriger (Montandon 2006, S. 130). Das gleiche gilt für die Anzahl Schüler pro Schule. Der «Schülerdruck» war besonders im Seeland deutlich niedriger als in den emmentalischen Ämtern wie in Signau und Trachselwald oder in Schwarzenburg (Montandon 2006, S. 95). Jens Montandon folgert: «Die weite Sozialstratifikation im Emmental und in Teilen des Mittellandes führte zu einer ungleichen Verteilung des Profits aus der Agrarmodernisierung zugunsten weniger Grossbauern und zuungunsten vieler kleinbäuerlicher oder landloser Betriebe. Die im Vergleich zum Seeland und dem Oberaargau wesentlich stärkere Armenlast emmentalischer Gemeinden [...] zehrte die finanziellen Möglichkeiten der Dörfer vollständig aus. Das galt auch für die Region Schwarzenburg» (Montandon 2006, S. 173). Die Umfrage über das Berner Schulwesen von 1831, die sich besonders den Ansatzpunkten für Reformen und damit den Gunst- und Ungunstfaktoren widmete, verortet die Armut in den Regionen Oberland, Emmental und in Teilen des Mittellandes (Fetscherin 1834). Es sind also die gleichen Räume (Trachselwald/Emmental, Signau/Emmental, Schwarzenburg), die auch bei den Absenzen negativ aufgefallen waren. Es werden aber auch besondere Bildungsräume sichtbar (Seeland, Oberaargau), die weiter unten bei der Untersuchung der Gunstfaktoren wieder thematisiert werden.

Die Studie von Serge Meyer über die eidgenössischen Rekrutenprüfungen 1875–1940 ermittelt eine eindeutige Korrelation von Armut und Rekrutenleistungen über die gesamte Untersuchungszeit: Armut senkt die Durchschnittsnote (Meyer 2006, S. 84, Abb. 5). Schwarzenburg und Signau rangieren über die gesamte Zeit am Ende.

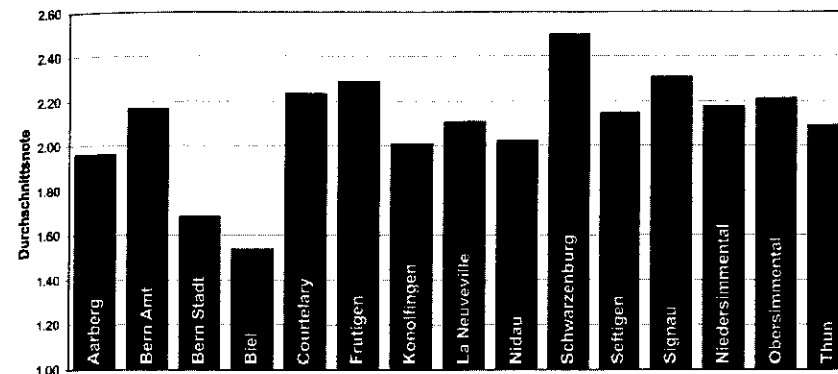


Abbildung 5: Durchschnittsnoten der Berner Ämter in den eidgenössischen Rekrutenprüfungen 1875–1940 (Hohe/schlechte Noten bes. bei den armen Ämtern Schwarzenburg, Signau, Frutigen)

Um diesen Befund in der realen Lebenswelt der Rekruten zu verankern, müsste man auf die Ebene der Individuen hinabsteigen und arme Schüler auf ihre Leistungen prüfen. Solche Untersuchungen sind für die Gemeinde Langnau gegenwärtig im Gange. Bis hier Ergebnisse vorliegen, möchte ich eine Überlegung präsentieren, die am Lehrstuhl für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte der Universität Bern verfolgt wird. Sie geht davon aus, dass die Rekrutenprüfungen mit der Angabe der Körperlänge selbst einen Sozialindikator enthalten. Das körperliche Längenwachstum – eines der Kriterien bei der physischen Rekrutenprüfung – hängt neben erbbedingten Faktoren vor allem davon ab, ob in der Zeit des beschleunigten Wachstums genügend Nahrung aufgenommen werden kann, die dafür biologisch notwendige Stoffe enthält. Mangel- oder Unterernährung, evtl. noch verschärft durch Krankheit oder starke Arbeitsbelastung, führen zu einer Reduktion des Längenwachstums: «Diese Umstände machen die Körpergrösse zu einem relativ genauen Indikator für den biologischen Lebensstandard eines Individuums», stellt Serge Meyer fest, auf dessen Studie zu den eidgenössischen Rekrutenprüfungen ich mich im folgenden stütze (Meyer 2006, S. 6). Tatsächlich schlägt sich diese biologisch-ökonomische Ausgangssituation im erreichten Körperwachstum der Geburtsjahrgänge 1856–1919 nieder: Der Faktor Armut ging im Fall von Schwarzenburg, Signau und Frutigen mit einer geringen Körpergrösse einher (Meyer 2006, S. 67, Abb. 6).

Und: Eine Korrelation von Körpergrösse und Leistung in der Rekrutenprüfung ist auf dieser hoch aggregierten Ebene eindeutig feststellbar (Meyer 2006, S. 83, Abb. 7). Armut ist damit relativ klar als Ursache für ein geringeres Mass an Lebenschancen durch Schulbildung auszumachen.

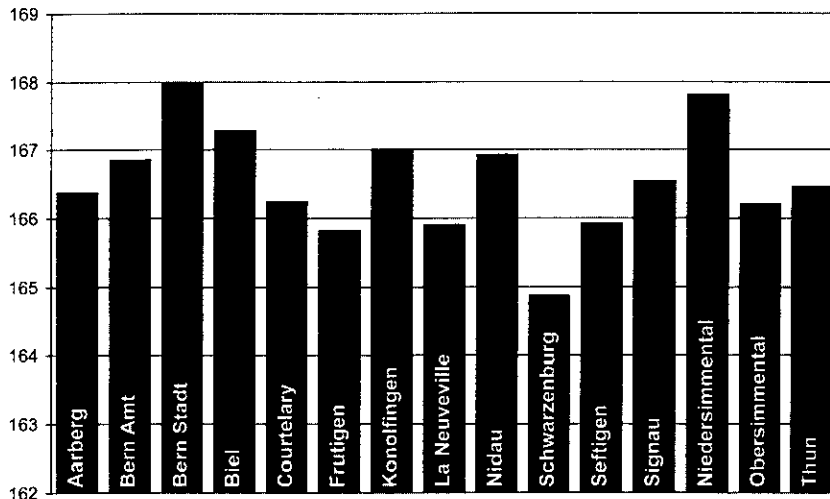


Abbildung 6: Die Körpergröße in den Ämtern des Kantons Bern nach den Rekrutenprüfungen 1875–1940

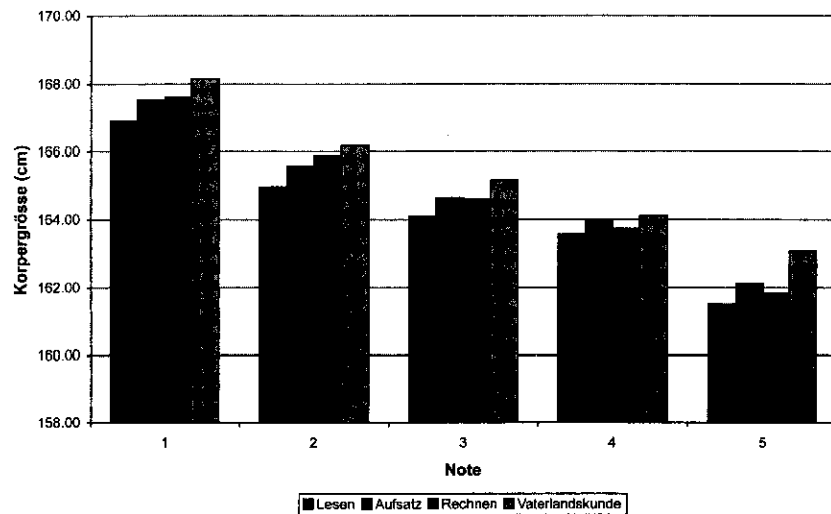


Abbildung 7: Korrelationen von Schulleistungen und Körpergröße in den Ämtern des Kantons Bern nach den Rekrutenprüfungen 1875–1940

3 Gunstfaktoren für Schule

3.1 Marktorte und Verkehrsknotenpunkte und die Entstehung von Bildungsräumen

Wenden wir uns nun aber positiven Faktoren im Bereich der lebensweltlichen Rahmenbedingungen für Schule zu. Gehen wir also vom Tobel wieder ins Frauenfeldische: Anders als die Protoindustrie war die Marktorientierung an Orten, wo sich Vieh- und Gewerbeumschlag ereigneten, offenbar für eine gute Schule und guten Unterricht im Sinne von Qualifikationen prädestiniert. Fähigkeiten, die über Grundkenntnisse in Lesen und Schreiben hinausgingen, waren nachgefragt. Höhere Kompetenzen in den Grundfertigkeiten (flüssiges Schreiben, sinnverstehendes Lesen), eine umfassendere Ausbildung aller Schüler (statt nur einer kleinen Menge) und auch eine «säkulare Fachausbildung», besonders im Rechnungswesen, im konstruktiven Zeichnen etc. waren hier nützlich und ein entsprechendes Fächerangebot und die dazu nötigen Lehrmittel wurden bereitgestellt.

Gerechnet und geschrieben wurde im Kanton Bern 1799 und 1806 vor allem im Seeland (Aarberg, Büren, Bielersee mit einer hohen Dichte guter Schreib- und Rechenschulen) und im Oberaargau. Montandon bestätigt die in der Forschung formulierten lokalen Faktoren Marktorientierung und Verkehrslage als entscheidend. Er macht die verlängerte «Seelandtangente» Aarau-Solothurn-Büren-Aarberg-Murten, die der frühneuzeitliche Berner Staat forciert hatte und die sowohl das Seeland wie den Oberaargau zu Räumen erhöhter Marktbeziehungen machte (Montandon 2006, S. 195ff.)⁶, sowie die Simmentalstrasse als Passverbindung in die Waadt namhaft (Montandon 2006, S. 182f.). «Tendenziell waren im Rechnen die gleichen Ämter «vorne» wie im Schreiben» (Montandon 2006, S. 150). Besonders der Oberaargau erscheint als eigentliche Bildungslandschaft neben dem Seeland (Montandon 2006, S. 200). Daneben war das Simmental und im Rechnen auch die linke Seite der Aare zwischen Bern und Thun besonders «bildungsfreundlich» (Montandon 2006, S. 152). «Die Nachfrage nach dem säkularen Schulstoff Rechnen konnte nicht verordnet,

6 Daneben spielte die Aare selbst als Verkehrsweg für den Oberaargau eine wichtige Rolle. «Das Gebiet zwischen Langenthal, Herzogenbuchsee und Wiedlisbach lag an einem dichten Strassennetz und am Verkehrsweg Aare. In Wangen und Aarwangen bestanden Brücken, über die der von Basel via Hausenstein nach Bern und Burgdorf rollende Verkehr führte. Auf der nördlichen Aareseite lagen Wiedlisbach und Ober- und Niederbipp an der Hauptstrasse Aarau-Solothurn-Büren-Aarberg-Murten; auf der Südseite kreuzte die alte Königsstrasse von Burgdorf-Wynigen die Nord-Süd-Route von Aarwangen nach Huttwil. Eine Abzweigung führte über St. Urban nach Sursee und Luzern. Der Oberaargau lag demnach an den West-Ost- und Nord-Süd-Achsen. Noch bedeutender wurde die ohnehin vorteilhafte Verkehrslage durch den in den 1750er und 60er Jahren vollendeten Bau der neuen Strasse Bern-Kirchberg-Herzogenbuchsee-Suhr, die Bern in Absprache mit Freiburg als Konkurrenzverbindung zur Jurasüdfusslinie über Solothurn forcierte» (Montandon 2006, S. 189f.).

befohlen werden, sie entstand aus einem lokalen bis regionalen Bedürfnis heraus» (Montandon 2006, S. 183; vgl. 197). Schule war «eine Bildungsanstalt im Dienste der Gemeinde, eingerichtet nach den Ressourcen der Gemeinde, ausgerichtet nach der lokal und regional auftretenden Bildungsnachfrage» (Montandon 2006, S. 193).

Im Rahmen eines Forschungsseminars wurden auch die Schulbücher der Berner Stapfer-Enquête auf ihre vorwaltende Tendenz hin untersucht. Insgesamt wurden 38 Schulen ausgewertet.⁷ Die Bücher wurden in grobe Kategorien «religiös», «Standard», «modern» eingeteilt und die Schulen nach den Anteilen der Kategorien klassifiziert. 17 Schulen verwendeten für ihren Unterricht nur religiös orientierte Lehrmittel. Die Lerninhalte wurden entsprechend ausschliesslich durch die Anschauung christlichen Gedankenguts vermittelt. 17 Schulen setzten zur Vermittlung des Unterrichtsstoffs neben den religiös fundierten Lehrmitteln in *einem* Fach auch säkulare Lehrmittel ein. Vier verwendeten *mindestens in zwei* Fächern säkulare Lehrmittel und zählen damit zu den tendenziell moderneren Schulen. Eine geographische Zuordnung der Resultate zeigt, dass die Mehrheit der evaluierten Schulen im Berner Oberland und Emmental über keine säkularen Fachlehrmittel verfügt und sich in erster Linie auf die Verwendung religiös fundierter Unterrichtsmittel stützt. Daraus lässt sich tendenziell eine konservative Haltung erkennen. Diese Haltung war im Berner Oberland noch ausgeprägter vorhanden als im Emmental. Die Schulen mit säkularen Fachbüchern in zwei oder mehr Fachbereichen liessen sich im Raum Bern und im Oberaargau finden. Der Befund trägt auch in längerer zeitlicher Hinsicht. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts bleibt die Zuordnung «konservativ» für das Oberland und «modern» für marktorientierte Orte bestehen.

3.2 Katholischer Bildungsvorsprung? – Normalschulen und das Phänomen St. Urban

Wenn die bisher vorzugsweise an protestantischen Regionen erhobenen Befunde stimmen, dann müssen sie auch über diese Konfession hinaus gelten. Es sei denn, Modernität sei «typisch protestantisch». Modernität ist aber tatsächlich nicht eng an eine Konfession gekoppelt. Und sie ist evtl. neben «strukturellen» auch individuellen Faktoren wie der Lehrerbildung zu verdanken. Selbst wenn die Anstellung guter Lehrer ihrerseits in begünstigten Gemeinden eher möglich war, wird damit aber auch eine Chance sichtbar gemacht, die nicht zwingend «strukturell» bedingt war. Wenn sich ein besonderer Reformeifer an einem Ort mit grosser Armut finden liesse, dann

⁷ Ich stütze mich hier insbesondere auf die Ergebnisse der Gruppe Simona Benovici, Stefan Trachsel und Marcel Zurbrügg während des Forschungsseminars «Pisa» in der Sattelzeit. Berner Schüler und ihre Leistungen (1764-1848)», durchgeführt im Sommersemester 2005.

könnte der Einfluss der Reformen auch «strukturbrechend» wirken. Bevor diesem Gedanken nachgegangen wird, soll aber zunächst auf das Ergebnis des Konfessionsvergleichs zwischen den Schweizer Kantonen eingegangen werden.

Eine mitunter frappante Führungsposition von katholischen Regionen zeigt neben der Studie von Ines Eigenmann zum Thurgau auch eine Analyse der edierten Teile der Stapfer-Enquête.⁸ Ernst Schneider zählt in den helvetischen Kantonen Bern und Oberland 144 (36%) Schulen mit und 254 ohne Rechnen (Schneider 1905, S. 164). In 94% der Schulen wurde auch geschrieben. Für Zürich gibt Klinke 42% (156) Schulen mit Rechnen an und fast 100% mit Schreiben (Klinke 1907, S. 154 und die Tabellen im Anhang [ohne Seitenzahlen]). Diese Werte für den Schreibunterricht übertreffen die Berns, vor allem die des Oberlands, deutlich.

Die katholischen Orte blieben nicht per se zurück: Rechnen war 1799 in Luzern häufiger vertreten als in den reformierten Kantonen Bern und Zürich. Gerechnet wurde insgesamt in 44% der Luzerner Schulen (Bandi/Cam/Wymann/Zwimpfer 2005, S. 63f.). In Zug wurde an 55% der Schulen gerechnet (Bossard 1984, S. 104). Im Kanton Solothurn war die Verbreitung des Rechenunterrichts sogar besonders hoch. An rund 70% der Schulen wurde gerechnet – das ist der schweizerische Spitzenplatz (Gimmi 1892; Montandon 2006, S. 130ff.)! In den Kantonen der «Urschweiz» (Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden) wurde dagegen Rechnen nur an 20 Schulen (17%) unterrichtet (Uri=19%; Schwyz=17%; Obwalden=7%; Nidwalden=21%) (Durrer 1879). Damit waren Rechenschulen hier deutlich seltener als in Bern oder Zürich und im ebenfalls katholischen Zug und Solothurn. Im Kanton Oberland war die Dichte an Rechenschulen aber ähnlich niedrig wie in der katholischen Innerschweiz.

Die besten Rechenschulen waren auch in der Innerschweiz zu finden, wo die Schulreform von St. Urban umgesetzt worden war, welche Felbigers Normalschulmethode adaptierte (Sialm 1943). Im Kanton Glarus waren «in dieser Beziehung die katholischen Schulen [...] den reformierten eher voraus» (Sialm 1943, S. 183). Nach Durrers Tabellen wurde zudem in allen Schulen von Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden geschrieben (Durrer 1879). Im Spitzenreiter Solothurn war die St. Urbaner Methode schon in den 1780er Jahren eingeführt worden. Alle Schulmeister wurden in einer eigenen Lehrerausbildungsstätte darin unterrichtet (Mösch 1930, S. 52ff.). Dies trägt die These vom Reformeffort in einzelnen katholischen Gebieten, der eng mit dem Namen St. Urban verbunden ist (Bandi/Cam/Wymann/Zwimpfer 2005, S. 51f.). Auch das schon angesprochene Beispiel Innerrhoden kann wieder aufgegriffen werden: In 71% der reformierten Schulen wurde das ganze Jahr Schule gehalten, bei den katho-

⁸ Die hier vorgelegten Daten wurden im Forschungsseminar zur Stapfer-Enquête am Historischen Institut der Universität Bern, in diesem Fall von Roger Egli, Miriam Eggmann, Dominik Knubel und Jonathan Sejnoha im Sommersemester 2006 präsentiert.

lischen Schulen in 90%.⁹ Hier scheinen die katholischen Schulen in Bezug auf die Ganzjahresschule sogar fortschrittlicher gewesen zu sein als die protestantischen.

3.3 Die Kyburg-Connection – der Einfluss Zürcher Reform-pfarrer

Die Reformer von St. Urban haben Schule vorangebracht und strukturelle Zwänge konterkariert. Sie zeigen uns, dass es letztlich einzelne oder viele Menschen waren, die durch ihr bewusstes oder unbewusstes Tun Schule gestaltet haben, und nicht überpersönliche Strukturen. Dass die Schule durch Handlungen geprägt wurde, die an Bedürfnisse und auch Gewohnheiten und Erwartungen angeknüpft waren, und nicht etwa durch ausserhalb von Ihnen stehende übermächtige Strukturen, die – wie Götter – die Menschen als Marionetten führen, ist solange nicht leicht zu durchschauen, als einfache und auf aggregierten Daten basierende statistische Korrelationen Formeln generieren wie «Armut macht dumm.» Sichtbar wird die Handlungsdimension am ehesten, wenn die Handelnden gegen die gegebenen Zwänge agieren, wenn also an Orten, die von Protoindustrie und ihrer häufigen Ursache, der Armut, geprägt waren, eine unerwartet gute Schule gefunden werden kann – wenn sie also Strukturen «brechen».

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist die Analyse von Moritz Rosenmund zur Schulumfrage in Zürich von 1771/72. Er bestätigt durch eine statistische Korrelationsrechnung die Annahme, dass «die Teilnahme an elementarer Bildung noch stärker durch die strukturellen Bedingungen des lokalen Kontextes bestimmt sind, als dies heute der Fall ist» (Rosenmund 2006, S. 56). Er stützt sich dafür auf die Untersuchung des Heimarbeitermilieus und kommt zu dem Ergebnis, «dass die Besuchsdichte mit steigendem Heimarbeiteranteil systematisch sinkt» (Rosenmund 2006, S. 58). Der von ihm präsentierte Korrelationskoeffizient ist hoch signifikant. Soweit bestätigt er die hier vorgetragenen Befunde. Er relativiert diese Aussage aber bzgl. der Orte mit besonders hohem Anteil von Heimindustrie: «Es gab somit in den industriell am weitesten fortgeschrittenen Gebieten eine nicht geringe Anzahl von Gemeinden, in denen die Schule ihre Klientel gut zu erfassen vermochte» (Rosenmund 2006, S. 59). Der hier sichtbare Widerspruch in den Daten lässt die Vermutung zu, dass auch hier evtl. zusätzliche konterkariierende Faktoren eine Rolle gespielt haben könnten. Solche Faktoren lassen sich möglicherweise im Kapitel Kyburg finden. Es erreichte in der Schulumfrage von 1771/72 exorbitant hohe Leistungswerte: 83 % der Schulen brachten ihren Schülerinnen und Schülern Schreiben so bei, dass sie es beim Verlassen der Schule konnten (Regensburg 58 %, Eglisau 56 %, Zürichsee 55 %, Elgg

9 Statistische Basis: reformierte Distrikte: 34, katholische Distrikte: 10

50 %, Winterthur 45 % und Stein am Rhein 40 %; Tröhler/Schwab 2006, Daten-CD).¹⁰ Mit 75 % ist auch der Wert der Angaben, wie viele Schüler den Unterricht fleissig besuchten, hier am höchsten von allen Kapiteln (Eglisau erreicht 71 %, Stein am Rhein 75 %, alle anderen Kapitel liegen bei 50 % oder darunter).

Es erstaunt sehr, dass Kyburg solche ausserordentlich guten Werte erreicht, ist es doch weitgehend mit dem Zürcher Oberland identisch, das stark von der Protoindustrie geprägt war. Statistische Daten zeigen für das Ende des 18. Jahrhunderts stets sehr hohe Heimarbeiteranteile: Dübendorf 37,1 %, Mönchaltorf 43,8 % (Pfister 1992, S. 555ff.), Fällanden über 50 %, Fehraltorf 25 %, Hittnau 55 %, Illnau 40 %, Maur 60 %, Pfäffikon 50 %, Russikon 40 %, Volketswil 40 % und Weisslingen 50 % (HLS 2007).¹¹

Andrea Schwab weist in ihrem Beitrag zur Zürcher Schulumfrage auf eine Tatsache hin, die dazu beitragen kann, den Widerspruch zwischen strukturellen Bedingungen und den Schulleistungen zu erklären: Die Pfarrer im Kapitel Kyburg legten schon seit den 1760er Jahren ein besonders grosses Engagement für eine Verbesserung der Landschulen an den Tag. Sie verfassten allein vier Traktate, die sich der Organisation der Schule, den Lehrinhalten und den Methoden widmeten. Besonders rührig waren dabei die Pfarrer Hans Georg Schulthess von Mönchaltorf, Heinrich Escher von Pfäffikon, Johann Kaspar Gessner von Dübendorf und Johann Heinrich Breissacher von Wangen. 1771 erschien eine vom Kyburger Kapitel verfasste «Anleitung für die Landschulmeister», die schon 1775 wegen grosser Nachfrage neu aufgelegt werden musste. In dieser Zeit schrieben die Pfarrer des Kapitels auch ein neues Schulbuch (Schwab 2006, S. 40).

Ein Blick in die Schulumfrage selbst lässt uns noch genauer in die Details der Wirksamkeit dieser Reformer vor Ort hineinsehen (Tröhler/Schwab 2006, Daten-CD). Die Pfarrer berichten z. B. der Lehrer sei «die ganze schulzeit über mit den Kindern beschäftigt» (Volketswil, Frage B a 3), er «besitzt die zu seinem Amt erforderliche Geschicklichkeit, Emsigkeit, Munterkeit u. Geduld in nicht geringem Grade, u. steht bey der ganzen Gemeinde in verdientem Ruf eines braven Schulmeisters [...] auch weiss er sich die zuneigung der Kinder durch freundliches u. liebeiches Betragen zuerwerben.» (Mönchaltorf, Frage B a 1 und 5). Und die Lehrer «lassen sich von Pfarrer in ihren Schulverrichtungen führen, und halten sich an die neulich aus gegebene Anleitung für LandSchulMeister, conferiren zum Beweiss von zeit zu zeit mit dem

10 Die Auswertung erfolgte im Rahmen eines Forschungsseminars an der Universität Bern, Historisches Institut, im Frühjahrssemester 2007 durch Mirjam Geissbühler, Patrizia Jaszczyk, Vera Udd. Patrizia Jaszczyk untersucht den Fall Kyburg im Rahmen einer Seminararbeit genauer.

11 Die HLS-Artikel zu Greifensee, Kyburg, Lindau und Wangen enthalten keine Zahlen zum Heimarbeiteranteil, der zu Uster ist noch nicht verfasst.

Pfarrer über das Schulwesen, und zeigt sich nun mehrerer Profectus, nach der neuen Ordnung, als ehem« (Dübendorf, Page B a 4).

Solche Antworten lassen sich für das Kapitel Kyburg durchwegs finden. Die Lehrer werden positiv beurteilt, ihre Kompetenz, die Tatsache, dass sie sich konzentriert der Lehre widmen, sich vom Pfarrer anleiten lassen und sich an die neue Anweisung für Lehrer halten. Insgesamt ist das Bild eines von der Gemeinde geachteten und von den Kindern geliebten Lehrers erstaunlich verbreitet.¹² Die Absenzen werden zwar häufig beklagt. Immerhin wurde aber von Pfarrer, Lehrer und Ehrbarkeit (Stillstand) – relativ erfolgreich – versucht, die Eltern durch Klagen und Ermahnungen zur Verhaltensänderung zu bewegen.¹³ So haben es die allermeisten der insgesamt 16 Gemeinden trotz ihrer Armut unter der Anleitung der Reformpfarrer zu gut besuchten und gut organisierten Schulen gebracht.

Es war also, fasst man die Ergebnisse zusammen, möglich, strukturelle Benachteiligungen durch Engagement und Motivation, durch Charisma und planvolle Reformen auszugleichen, wenn es gelang, die Menschen vor Ort zu erreichen. Das ist letztlich das Geheimnis der Aufklärung, wo es sie denn als Tat-Sache gegeben hat.

12 Hier wird der Eindruck, der sich aus der Lektüre der Antworten ergibt, wiedergegeben. Häufiger sind pro Gemeinde mehrere Schulen installiert. Die Textaussagen werden grob den o.a. Kategorien zugeordnet. Wenn sich kein klarer oder doch deutlich überwiegender Befund ergibt, wird die Gemeinde als ganze nicht erwähnt. Wenn der Pfarrer einige Fragen ungenau beantwortet hat, wird keine Angabe gemacht. Es könnte also sein, dass real der Befund besser war als die Texte es referieren. Die Pfarrer berichten in der Schulumfrage:

Die Lehrer können sich ganz dem Unterricht widmen, ohne Nebenarbeiten verrichten zu müssen (Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Hittnu, Illnau, Kyburg, Lindau, Maur, Mönchaldorf, Pfäffikon, Volketswil, Weisslingen = 12 Nennungen).

Die Lehrer lassen sich durch die Pfarrer, die die Schulaufsicht führen, gut anleiten (Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Hittnu, Kyburg, Maur, Mönchaldorf, Pfäffikon, Russikon, Uster, Volketswil, Wangen, Weisslingen = 13 Nennungen).

Die Lehrer sind engagiert und kompetent (Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Hittnu, Kyburg, Lindau, Maur, Mönchaldorf, Pfäffikon z. T., Uster, Volketswil, Wangen, Weisslingen z. T. = 13 Nennungen).

Die Kinder lieben den Lehrer und die Gemeinde achtet ihn (Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Hittnu, Kyburg, Lindau z. T., Maur, Mönchaldorf, Pfäffikon, Russikon, Uster, Volketswil, Wangen, Weisslingen = 14 Nennungen).

Die oben erwähnte gedruckte Anleitung für die Landschulmeister wird befolgt (Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Greifensee, Kyburg, Maur, Pfäffikon, Volketswil, Wangen = 9 Nennungen).

Der Unterricht erfolgt planmässig und/oder über eine Klasseneinteilung (Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Hittnu, Kyburg, Lindau, Maur, Mönchaldorf, Pfäffikon, Volketswil, Weisslingen = 11 Nennungen).

Es gibt Sommerschulen (Dübendorf, Fehraltorf, Greifensee, Hittnu, Illnau, Mönchaldorf, Pfäffikon, Russikon, Volketswil, Weisslingen = 10 Nennungen).

13 Dass die Eltern bearbeitet werden, die Kinder in die Schule zu schicken, wird berichtet von Dübendorf, Fällanden, Fehraltorf, Lindau, Mönchaldorf z. T., wenige Absenzen werden beklagt in Fehraltorf, Greifensee, Kyburg, Lindau, Maur, Pfäffikon.

4 Fazit

Die Lebenswelt hat die Schweizer Elementarschule am Ende des 18. Jahrhunderts stärker geprägt als die Konfession. Es ist möglich, dass das neu war und sich durch den Prozess der Säkularisierung erklärt, durch den der Einfluss der Konfession zurücktrat. Ich halte das allerdings für unwahrscheinlich. Armut war sicher immer ein Hindernis für den Schulbesuch. Aber der demographische Takeoff, die Zunahme der Armut und der Protoindustrie – sie haben die bestehenden Abhängigkeiten von Schule und Lebenswelt sicher noch verstärkt. Und sie haben dadurch mit zur Zurückdrängung der konfessionellen Prägung der Schule gegenüber dem Einfluss von Ökonomie und Gesellschaft beigetragen. Es waren die lokalen strukturellen Faktoren, welche die Schweizer Elementarschule im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert geprägt haben.

Bei dieser Erkenntnis dürfen wir aber nicht stehen bleiben. Denn wenn wir bisher von vorwaltenden Strukturen und ihrem Einfluss auf die Gestalt der Schule und ihre Leistungsfähigkeit oder ihre Modernität gesprochen haben, dann waren damit die Verkehrslage, die Armut, die Protoindustrie gemeint. Diese Strukturen waren aber ihrerseits nicht «an sich» wirksam, sondern weil sie wiederholt Handlungen durchdrangen und sich in ihnen äusserten: Armut war ein Faktor, weil viele arme Familien ihre Kinder nicht in die Schule schickten, Protoindustrie heisst, dass Männer, Frauen und Kinder zum Überleben spinnen, weben und sticken mussten und daher einem Zwang ausgesetzt waren, zu Hause zu bleiben und die Kinder nicht in die Schule zu schicken. Die gute Verkehrslage und die zentralörtliche Funktion waren Strukturen, die sich ausprägten, weil hier Handwerker gute Schüler im Rechnen, Lesen und Schreiben brauchten.

Strukturen steuerten, d.h. ermöglichten und beschränkten, menschliche Handlungen. Und diese Handlungen reproduzierten die Strukturen – z. B. die Armut oder die «zentralörtliche Funktion». Soziologisch relevant wurden diese Handlungen, wenn sie rekursiv waren, d. h. wiederkehrten, somit auf Dauer wirksam wurden, also nicht einmalig, sondern «überhaupt» soziale Situationen «regelmässig» strukturierten (Giddens 1997, S. 77). Deshalb – hier folge ich Anthony Giddens – «sind die Strukturmomente sozialer Systeme sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken, die sie rekursiv organisieren. Struktur ist den Individuen nicht «äusserlich»: in der Form von Erinnerungsspuren und als soziale Praktiken verwirklicht, ist sie in gewissem Sinne ihren Aktivitäten eher «inwendig» als ein [...] ausserhalb dieser Aktivitäten existierendes Phänomen» (Giddens 1997, S. 69). Man kann deshalb sagen, dass eine «Struktur [...] nur insofern existiert, als sie sich in solchen Praktiken realisiert» (Giddens 1997, S. 65f.). Dies wird – nur auf den ersten Blick erstaunlich – besonders dort sichtbar, wo es gelang, anders zu handeln, als es die Struktur vorzugeben schien. Die Lehrer aus St. Urban, die Lehrer und Pfarrer aus Kyburg strukturierten die Schule um, weil es ihnen gelang, die rekursive

Selbstreproduktion der Strukturen zu unterbrechen. Weil sie anders handelten, brachen sie die Strukturen. Dass das möglich war, ist ein Zeichen der menschlichen Freiheit. Und zugleich zeigt es uns, dass wir auch auf der Ebene lokaler Schulgeschichte unter die aggregierten Daten hinab steigen und die Schulgeschichte als Handlungsgeschichte schreiben müssen.

Quellen

- STAB = Staatsarchiv des Kantons Bern.
 STAB B III 1028–1032: 1806 Schultabellen.
 STAB BB III b 2275: 19.10.1878 – Bericht der Erziehungsdirektion.
 STAB BB III b 2276: 1879 – Tabellen der Abschlussprüfungsergebnisse.
 STAB BIII 204: 1764 – Pfarrberichte und Bevölkerungstabellen.
 STAB BIII 209: 1780 – Pfarrberichte Bernkapitel.

Literatur

- Bandi, P./Cam, Z./Wymann, C./Zwimpfer, C. (2005): Der Schulmeister. Forschungsergebnisse aus der Stapfer Enquete von 1799 über den Stand der Lehrerschaft in den Kantonen Bern, Luzern und Zürich – 84 Schulen im Vergleich. Seminararbeit Historisches Institut, Universität Bern.
- Bossard, C. (1984): Bildungs- und Schulgeschichte von Stadt und Land Zug. Eine kulturgeschichtliche Darstellung der zugerischen Schulverhältnisse im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne (Beiträge zur Zuger Geschichte 4). Zug: Zürcher.
- Dillmann, E. (1995): Schule und Volkskultur im 18. und 19. Jahrhundert. Erkundungen zum Modernisierungsprozess im saarländisch-trierischen Raum. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Durrer, J. (1879): Die Schulen in den Urkantonen der Schweiz im Jahre 1799. In: Zeitschrift für schweizerische Statistik 15, S. 8–15.
- Eckhardt, J. (1979): Der Lehrplan des Deutschunterrichts. Lernbereichskonstruktion und Lernzielbestimmung unter gesellschaftskritischem Aspekt (unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung seit 1750). Weinheim/Basel: Beltz.
- Ehrenpreis, S. (2003): Erziehungs- und Schulwesen zwischen Konfessionalisierung und Säkularisierung. Forschungsprobleme und methodische Innovation. In: Schilling, H./Ehrenpreis, St. (Hrsg.): Erziehung und Schulwesen zwischen Konfessionalisierung und Säkularisierung. Forschungsperspektiven, europäische Fallbeispiele und Hilfsmittel. Münster: Waxmann, S. 19–34.
- Eigenmann, I. (1999): Brachland für Bildung? Das Schulwesen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel zur Zeit der Helvetik. In: Gnädinger, B. (Hrsg.): Abbruch – Umbruch – Aufbruch. Zur Helvetik im Thurgau (Thurgauer Beiträge zur Geschichte 136). Frauenfeld: Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau, S. 113–128.

- Fetscherin, R. (1834): Allgemeine Uebersicht der dem Erziehungs-Departement der Republik Bern am Ende des Jahres 1831 und im Anfang des Jahres 1832 eingesendeten Berichte und Wünsche über das Primar-Schulwesen im Canton Bern. Bern: Verlag Carl Stämpfli.
- Foucault, M. (1983): About the Beginning of Hermeneutics of the Self. Two Lectures at Dartmouth. In: Political Theory 21, S. 198–227.
- Foucault, M. (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, H.L./Rabinow, P. (Hrsg.): Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt: Althenäum, S. 243–261.
- Giddens, A. (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/New York: Campus 1997.
- Gimmi, W. (1892): Das Volksschulwesen in den Jura-Kantonen am Ende des 18. Jahrhunderts. Sonderdruck aus: Vom Jura zum Schwarzwald 9, S. 1–40.
- HLS (2007) = Historisches Lexikon der Schweiz (<http://www.hls-dhs-dss.ch/index.php?lg=d>).
- Jakob, R. (1994): Schulen in Franken und in der Kuroberpfalz. Verbreitung – Organisation – Gesellschaftliche Bedeutung. Wiesbaden.
- Klinke, W. (1907): Das Volksschulwesen des Kantons Zürich zur Zeit der Helvetik (1798–1803), Diss. Phil. I. Zürich: Gebr. Leemann.
- Lorenzen-Schmidt, K.J. (2000): Schriftliche Elemente in der dörflichen Kommunikation in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Das Beispiel Schleswig-Holstein. In: Rösener, W. (Hrsg.): Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft vom Mittelalter bis zur Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 169–187.
- Meyer, S. (2006): Grösser – reicher – klüger – stärker? Eine historisch-anthropometrische Untersuchung zum biologischen Lebensstandard von Berner Rekruten im Zeitraum von 1875 bis 1940. Lizentiatsarbeit Historisches Institut, Universität Bern.
- Montandon, J. (2006): Gemeinde und Schule. Determinanten lokaler Schulwirklichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhand der bernischen Landschulumfrage von 1806. Lizentiatsarbeit Historisches Institut, Universität Bern.
- Mösch, J. (1930): Die solothurnische Schule in ihrem Auf- und Ausbau. Olten: Otto Walter.
- Neugebauer, W. (1985): Absolutistischer Staat und Schulwirklichkeit in Brandenburg-Preussen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 62). Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Neugebauer, W. (2005): Niedere Schulen und Realschulen. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 2: 18. Jahrhundert. München: Beck, S. 213–261.
- Pfäffli Ruggli, Y. (2007): Der Zweck von Unterrichtsfächern und Schulbüchern. Eine Analyse der deutschsprachigen Primarschulen des Kantons Bern vom Ende des Ancien Régimes bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Lizentiatsarbeit Historisches Institut, Universität Bern.
- Pfister, U. (1992): Die Zürcher Fabriques. Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert. Zürich: Chronos.

- Rosenmund, M. (2006): Volksbildung als Verzichtleistung: Annäherung an die politische Ökonomie des Zürcher Landschulwesens im 18. Jahrhundert. In: Tröhler, D./Schwab, A. (Hrsg.): Die Volksschule im 18. Jahrhundert. Die Schulumfrage auf der Zürcher Landschaft in den Jahren 1771/1772. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 51–63.
- Schneider, E. (1905): Die Bernische Landschule am Ende des XVIII. Jahrhunderts (Archiv für Schweizer Schulgeschichte, Bd. 1, H 1). Bern: Grunau.
- Schürmann, M. (1974): Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft in Appenzell Innerrhoden im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Basel: (s.n.).
- Schwab, A. (2006): Wissen, um zu handeln – Handeln, um zu wissen. Die Zürcher Schulumfrage 1771/72 in ihren Kontexten. In: Tröhler, D./Schwab, A. (Hrsg.): Die Volksschule im 18. Jahrhundert. Die Schulumfrage auf der Zürcher Landschaft in den Jahren 1771/1772. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 31–50.
- Sialm, P. (1949): Das Unterrichts- und Erziehungswesen in den schwyzerischen Teilen der Kantone Waldstätten und Linth zur Zeit der Helvetik (1798–1803). In: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 48, S. 1–219.
- Straumann, E. (2005): Schulgeschichte im Blickpunkt der Konfessionalisierung. Über den Zustand der Schulen in Appenzell Inner- und Ausserrhoden zur Zeit der Helvetik. Seminararbeit Historisches Institut, Universität Bern.
- Straumann, E. (2006): «Allerdings haben die Rekruten seit ihrem Austritt aus der Schule manches vergessen; aber Manches, was man nun von ihnen verlangt, haben sie schon damals nicht besessen». Die Berner Abschlussprüfungen von 1879. Lizentiatsarbeit Historisches Institut, Universität Bern.
- Tanner, A. (1982): Spulen, Weben, Sticken. Die Industrialisierung in Appenzell Auser rhoden. Zürich: Tanner.
- Tröhler, D./Schwab, A. (Hrsg.) (2006): Die Volksschule im 18. Jahrhundert. Die Schulumfrage auf der Zürcher Landschaft in den Jahren 1771/1772. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. (plus Daten-CD)
- Weber, M. (19816): Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, hrsg. von J. Winckelmann. Gütersloh: Mohn.

Die Zürcher Schulsynode: Ein demokratisches Kuckucksei in der liberalen Ära Zürichs im 19. Jahrhundert

Daniel Tröhler

In den Jahren 1840 bis 1844, inmitten des so genannten «konservativen Interregnums» bzw. des «Septemberregiments», einer kurzen Zäsur in der liberalen Ära des Kantons Zürich (1831–1869), gab es unter vielen anderen Auseinandersetzungen eine heftige bildungspolitische Kontroverse, die grösstenteils in der Öffentlichkeit ausgetragen wurde. Es handelte sich dabei um die Rolle eines wohl weltweiten Unikums im schulischen Feld, nämlich der «Schulsynode», einer durch die kantonale Verfassung (1831) und das kantonale Schulgesetz (1832) errichteten ständischen Organisation der Zürcher Lehrerschaft und der Mitglieder des Erziehungsrates sowie der Bezirksschulpflegen mit ausgedehnten Rechten gegenüber der schulpolitischen Verwaltung. Diese Rechte wurden nach dem konservativen Umsturz der Regierung im September 1839 mit einem am 22. Juni 1841 verabschiedeten Gesetz beschnitten.

An dem Streit, bei welchem nicht nur Argumente ausgetauscht, sondern auch gerichtliche Prozesse geführt wurden, die unter anderem die Einstellung der vom Bildungspolitiker, Lehrmittellautor und ersten Seminardirektor Ignaz Thomas Scherr herausgegebenen Zeitschrift «Der pädagogische Beobachter» (1842) zur Folge hatten, beteiligte sich ein Grossteil der Zürcher Prominenz und mit ihr das sich im Ausbau befindliche Pressewesen. Dabei spielte nicht nur die Tagespresse eine wichtige Rolle, sondern auch zwei in diesem Streit gegründete pädagogische Wochenzeitungen, nämlich die im Dezember 1839 erstmals erschienene konservative «Zürcherische Schulzeitung» und der seit Dezember 1842 erscheinende «Zürcherische Schulfreund», der sich in der Nachfolge des mittlerweile eingestellten «Pädagogischen Beobachters» der Verteidigung der Anliegen der Lehrerschaft verschrieb. Die Vehemenz der Debatte trug wesentlich zum Phänomen einer «Pädagogik der Propaganda» im Kontext früher deliberativer Demokratien bei, die dann im späteren 19. Jahrhundert und vor allem auch im Kontext der Weltkriege besonders greifbar wird (Osterwalder 2006).

Das Ausmass der Auseinandersetzungen in Zürich nach dem September 1839 ging weit über die derzeit übliche Bandbreite bildungspolitischer Diskussionen hinaus, was auf tiefer liegende Konflikte im Demokratisierungsprozess moderner Staaten verweist, die mit den jeweils herrschenden tradierten Wertvorstellungen nicht brechen können, sondern sich mit ihnen arrangieren müssen. Auch wenn heute im Rahmen